

Laurence Guillon / Heidi Knörzer (Hrsg.)

Berlin und die Juden
Geschichte einer Wahlverwandschaft?



Jüdische Kulturgeschichte in der Moderne
hrsg. von Joachim Schlör
Band 9

Laurence Guillon / Heidi Knörzer
(Hrsg.)

Berlin und die Juden

Geschichte einer Wahlverwandtschaft?

Neofelis Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2015 Neofelis Verlag GmbH, Berlin

www.neofelis-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten.

Umschlaggestaltung: Marija Skara

Druck: PRESSEL Digitaler Produktionsdruck, Remshalden

Gedruckt auf FSC-zertifiziertem Papier.

ISBN (Print):978-3-95808-009-6

ISBN (PDF):978-3-95808-052-2

Inhalt

<i>Laurence Guillon / Heidi Knörzner</i> Einleitung	7
--	---

<i>Joachim Schlör</i> Ankommen in Berlin. Eine Projektskizze	23
---	----

Großstadt-Topographien

<i>Tobias Metzler</i> Führer durch den Text der Stadt. Jüdische Verortungsversuche im Berlin des frühen 20. Jahrhunderts	47
--	----

<i>Simone Ladwig-Winters</i> Wertheim und der Glanz vom Leipziger Platz	69
--	----

<i>Sonia Goldblum</i> Jüdisches Forschen oder jüdisches Lernen. Zwei jüdische Wissenseinrichtungen in Berlin in den 1920er Jahren.....	89
---	----

<i>Eszter Gantner</i> Jüdische Räume in Berlin	109
---	-----

Intellektuelles Leben und Musik

<i>Robert Krause</i> „Weil ich es immer versäumt habe, dem neuen mosaischen Gottesdienste einmal beyzuwohnen“. Heine und das Berliner Judentum	123
---	-----

Laure Gauthier

Arnold Schönbergs Aufenthalte in Berlin
oder die Erfahrung des intensiven Auslands 137

Monika Richarz

Eine weibliche Avantgarde. Jüdische Frauen in Berlin
als Studentinnen und Akademikerinnen 163

Céline Trautmann-Waller

Jüdisches und Humboldtianisches Berlin.
Eine Allianz für die Wissenschaft? 183

Abbildungsverzeichnis 212

Einleitung

Laurence Guillon / Heidi Knörzer

„Man hört nie auf, über Berlin zu schreiben“¹, so der französische Berlinologe Boris Grésillon in seinem Buch zur Kulturmetropole Berlin. Auch die jüdische Geschichte Berlins stellt ein unerschöpfliches Thema dar. Nachdem sie lange Zeit nur selten Gegenstand wissenschaftlicher Monographien war, ist sie seit einigen Jahren relativ gut dokumentiert.² Doch fällt in den Untersuchungen zum Thema eines auf: In der Regel geht es um „Juden in Berlin“, „jüdisches Berlin“ oder „jüdisches Leben in Berlin“.³ Ausgespart bleibt jedoch die Verbindung „Berlin und die Juden“, als ob sie für wissenschaftliche Arbeiten nicht wirklich relevant wäre. Das Anliegen des vorliegenden Buches ist daher, dieses anscheinend unverfängliche „und“ zu hinterfragen. Was verbirgt sich hinter dieser so harmlos anmutenden Konjunktion? Gibt es eine besondere Beziehung zwischen den Juden und der Stadt Berlin und wenn ja, wie lässt sich dieses Verhältnis begrifflich fassen?

Den Herausgeberinnen dieses Sammelbandes liegt es dabei besonders am Herzen, die Stadt Berlin nicht nur als Schauplatz oder bloße Kulisse der Geschichte der Juden erscheinen zu lassen, sondern ihr die Rolle einer regelrechten Akteurin zuzuweisen, so wie Joachim

1 Boris Grésillon: *Berlin. Métropole culturelle*. Paris: Belin 2002, S.139.

2 Siehe beispielsweise Reinhard Rürup (Hrsg.): *Jüdische Geschichte in Berlin. Bilder und Dokumente*. Berlin: Edition Hentrich 1995; Andreas Nachama / Julius H. Schoeps / Hermann Simon (Hrsg.): *Juden in Berlin*. Berlin: Henschel 2001; Bill Rebiger: *Das jüdische Berlin. Kultur, Religion und Alltag gestern und heute*. Berlin: Jaron 2007.

3 Andreas Nachama / Julius H. Schoeps / Hermann Simon: Vorwort. In: Dies. (Hrsg.): *Juden in Berlin*. Berlin: Henschel 2001, S.7.

Schlör in seinem Buch *Das Ich der Stadt*.⁴ Die Stadt Berlin scheint in der Tat eine gewisse „Eigenlogik“ zu besitzen, d.h. eine für die Stadt typische Dynamik, die sie von anderen Städten unterscheidet und die sie für Juden besonders attraktiv macht.⁵ Berlin hat in der Tat immer wieder Juden angezogen und zieht sie – auch nach dem radikalen Bruch durch die Shoah – heute noch an. Die Stadt hat ihr Leben maßgeblich geprägt, aber sie haben in nicht geringerem Maße auch an der Gestaltung der Stadt mitgewirkt. Die Bedeutung Berlins für die Geschichte der Juden ist demnach ebenso groß wie die Bedeutung der Juden für die Entwicklung der Stadt, so dass Reinhard Rürup zufolge geradezu von einer Wechselbewegung zwischen Berlin und den Juden gesprochen werden kann.⁶

Viele namhafte Beobachter und Beobachterinnen des Berliner Lebens haben die tiefe Verbindung hervorgehoben. Bereits 1929 berief sich der bedeutende Rabbiner Leo Baeck auf das enge Verhältnis zwischen Juden und Berlin, als er sich in seiner Rede zum 200. Geburtstag Moses Mendelssohns in leidenschaftlichem Tonfall fragte, „was Berlin ohne seine Juden geworden wäre, aber auch was die Juden ohne Berlin geworden wären.“⁷ Vierzig Jahre später, zum 300. Jubiläum der Jüdischen Gemeinde zu Berlin 1971, erklärte der Regierende Bürgermeister von West-Berlin Klaus Schütz erneut, „wie untrennbar das Schicksal der Jüdischen Gemeinde mit dem Berlins verbunden war und ist“.⁸ Genau dieser „Untrennbarkeit“ soll in den folgenden Beiträgen, die alle im Rahmen eines 2012/2013 an der Universität Paris III-Sorbonne Nouvelle organisierten Seminars entstanden sind, auf den Grund gegangen werden. Wir möchten an dieser Stelle der Universität Paris III-Sorbonne Nouvelle danken, die die Finanzierung des Seminars übernommen hat. Unser Dank geht auch an das Centre d'études et de recherche sur l'espace

4 Joachim Schlör: *Das ich der Stadt. Debatten über Judentum und Urbanität, 1822–1938*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2005.

5 Zum Begriff der Eigenlogik, Helmuth Berking / Martina Löw (Hrsg.): *Die Eigenlogik der Städte: Neue Wege für die Stadtforschung*. Frankfurt am Main: Campus 2008.

6 Reinhard Rürup: Einleitung. In: Ders. (Hrsg.): *Jüdische Geschichte in Berlin*, S. 5–12, S. 6.

7 Maurice-Ruben Hayoun: *Léo Baeck. Conscience du judaïsme moderne*. Paris: Colin 2011, S. 50.

8 *Leistung und Schicksal. 300 Jahre Jüdische Gemeinde zu Berlin*, bearb. v. Brigitte Jacobi. Ausstellungskatalog. Berlin: Berlin Museum 1971, S. 5.

germanophone (Paris III-Sorbonne Nouvelle/Paris-Ouest Nanterre), das die Veröffentlichung beim Neofelis Verlag großzügig unterstützt hat und natürlich an Joachim Schlör, der sich bereit erklärt hat, unser Buch in seine Reihe aufzunehmen.

Ein Blick auf die Geschichte der Juden und die der Stadt Berlin scheint die enge Verbindung zwischen den Juden und der Stadt Berlin zu belegen. „Von Anfang an“ waren beide Geschichten „ineinander verschränkt“.⁹ Die jüdische Geschichte Berlins beginnt in der Tat sozusagen zeitgleich mit der Geschichte der Stadt: der ersten überlieferten Erwähnung Berlins aus dem Jahre 1244 entspricht der erste erhaltene jüdische Grabstein des jüdischen Friedhofs in Spandau aus dem gleichen Jahr.¹⁰ Aber obwohl die jüdische Geschichte Berlins bis ins 13. Jahrhundert zurückreicht, kann aufgrund der mehrfachen Vertreibungen, deren letzte fast 100 Jahre dauerte, erst ab 1671 von einer Kontinuität jüdischen Lebens in Berlin gesprochen werden. In diesem Jahr erließ Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg ein Edikt zur Aufnahme von 50 aus Wien ausgewiesenen jüdischen Familien, vor allem weil er sich von ihnen wirtschaftlichen Aufschwung erhoffte. Bis 1700 kamen 117 jüdische Familien nach Berlin. Sie lebten zwar unter restriktiven Bedingungen – sie waren beispielsweise vom Handel ausgeschlossen, hatten viele Sonderabgaben zu leisten und durften nur ein Kind haben –, doch es entstand langsam jüdisches Leben in Berlin mit seinen spezifischen Institutionen. Erwähnt seien hier nur die Errichtung des Friedhofs in der Großen Hamburger Straße 1671, der Bau der Synagoge in der Heidereuther Gasse und schließlich die Einberufung des Oberrabbiners Hirschel Levi 1782. Die Einwanderungspolitik der brandenburgischen Kurfürsten und preußischen Könige war so angelegt, dass ausschließlich solche Juden immigrieren konnten, die ein Vermögen von mindestens 10.000 Talern nachweisen konnten. Es ist also nicht verwunderlich, dass die jüdische Gemeinde von Anfang an relativ wohlhabend war. Jüdische Unternehmer waren als Hof- und Heereslieferanten, als Bankiers oder Großhändler tätig und trugen wesentlich zur Entwicklung einer bürgerlichen Kultur bei.

9 Rürup: Einleitung, S. 6.

10 Reinhard Rürup: Jewish History in Berlin – Berlin in Jewish History. In: *Leo Baeck Institute Yearbook* 45 (2000), S. 37–50, hier S. 37.

Ihre Söhne und Töchter erhielten bei jungen jüdischen Gelehrten eine moderne Bildung. Einer dieser Hauslehrer war Moses Mendelssohn, der 1743 als Jugendlicher in die Stadt gekommen war und von Berlin aus als wichtige Figur im europäischen Prozess der Aufklärung mit seinen Schülern und Freunden wesentlich zur Schaffung eines modernen jüdischen Lebens beitrug.¹¹ 1778 wird in Berlin die erste weltliche jüdische Schule, die Freischule, von den Mendelssohnschülern David Friedländer und Isaac Daniel Itzig gegründet.¹² Nicht zufällig entstanden in Berlin auch die jüdischen Salons von Henriette Herz und Rahel Lewin Varnhagen oder die Gesellschaft der Freunde – neue Formen der Geselligkeit, die wesentlich zur Annäherung zwischen Juden und Christen beitrugen.¹³ Berlin kann also zweifelsohne als Ausgangspunkt der jüdischen Aufklärung, der Haskala, und der jüdischen Emanzipation betrachtet werden.¹⁴ Nicht zu Unrecht beschreibt der Historiker Steven M. Lowenstein die Berliner Juden als „Pioniere der Modernität“, als die Gruppe, die den fast revolutionären Übergang von der Tradition in die Moderne als erste vollzog, indem sie im Zeitraum zwischen dem Siebenjährigen Krieg (1756–1763) und dem Tode Friedrichs des Großen ihren Lebensstil, ihre Sprache und ihre Berufsstruktur ändert.¹⁵

Eine für die damalige Zeit verhältnismäßig progressive Gesetzeslage schien diesen Prozess zu begünstigen. In Berlin wurde 1781 nicht nur zum ersten Mal in Europa durch den preußischen Beamten Christian Wilhelm von Dohm die politische Theorie der Emanzipation

11 Aus der umfangreichen Literatur zu Mendelssohn seien hier nur nachgewiesen, Dominique Bourel: *Moses Mendelssohn. Begründer des modernen Judentums. Eine Biographie*. Zürich: Ammann 2007; Shmuel Feiner: *Moses Mendelssohn. Ein jüdischer Denker in der Zeit der Aufklärung*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2009.

12 Britta L. Behm: *Mendelssohn und die Transformation der jüdischen Erziehung in Berlin. Eine bildungsgeschichtliche Analyse zur jüdischen Aufklärung im 18. Jahrhundert*. Münster / New York: Waxmann 2002; Simone Lässig: *Jüdische Wege ins Bürgertum. Kulturelles Kapital und sozialer Aufstieg im 19. Jahrhundert*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2004, S. 347.

13 Hanna Lotte Lund: *Der Berliner Jüdische Salon um 1800. Emanzipation in der Debatte*. Berlin: de Gruyter 2012; Sebastian Panwitz: *Die Gesellschaft der Freunde (1792–1935). Berliner Juden zwischen Aufklärung und Hochfinanz*. Hildesheim: Olms 2007.

14 Delphine Bechtel: *La Haskalah berlinoise*. In: Jean Baumgarten et al. (Hrsg.): *Mille ans de cultures ashkénazes*. Paris: Levi 1994, S. 354–357; Christoph Schulte et al. (Hrsg.): *Haskala et Aufklärung: philosophes juifs des Lumières allemandes*. Paris: CNRS 2009.

15 Steven M. Lowenstein: *Die Berliner Juden 1770–1830. Pioniere jüdischer Modernität*. In: Rürup (Hrsg.): *Jüdische Geschichte in Berlin*, S. 25–36, hier S. 25.

formuliert, sondern die preußischen Juden wurden infolge der Einführung der Städteordnung im Jahre 1808 und der Stein-Hardenbergschen-Reformen zu Stadtbürgern.¹⁶ Von nun an konnten sie sich an der Selbstverwaltung der Städte beteiligen und wurden wie die christliche Bevölkerung zu Kommunalabgaben herangezogen. Mit dem Emanzipationsedikt von 1812 wurden alle Juden Preußens und somit Berlins zu „Inländer[n] und preußische[n] Staatsbürger[n]“ und erhielten die „gleiche[n] bürgerliche[n] Rechte und Freiheiten“ wie die Christen,¹⁷ wobei die gewährte Emanzipation die „Grenzen der Aufklärung“¹⁸ und der Toleranz aufzeigt: Die Juden blieben weiterhin vom Staatsdienst ausgeschlossen und man verlangte von ihnen, nützliche Glieder der Gesellschaft zu werden und in der christlichen Umwelt aufzugehen. Außerdem wurden die neu erlangten Rechte im Zuge der Restauration erheblich eingeschränkt.

Doch bleibt das im Zentrum dieses Sammelbands stehende 19. Jahrhundert, wie es der zeitgenössische Beobachter Gustav Karpeles formulierte, „die [bis dato] folgenschwerste Epoche“¹⁹ in der jüdischen Geschichte, insbesondere in Berlin. Denn in diesem Zeitraum baut sich der Großteil der jüdischen Bevölkerung auf nahezu exemplarische Weise eine Existenz in der Stadt auf. Sehr schnell wird Berlin „das geistige Zentrum des Judentums in Deutschland“²⁰, ein Zustand, der bis in die Weimarer Republik und sogar im Nationalsozialismus mit dem Jüdischen Kulturbund noch andauert.²¹ Im Laufe des 19. Jahrhunderts wird Berlin nicht nur eine der wichtigsten

16 Schlör: *Das Ich der Stadt*, S. 96.

17 Edikt betreffend die bürgerlichen Verhältnisse der Juden in dem preußischen Staate, 11.3.1812, zit. n. *Quellenbuch zur jüdischen Geschichte und Literatur*, hrsg. v. Julius Höxter. Frankfurt am Main: Kauffmann 1830, S. 21–23.

18 Nach Detlef Claussen: *Grenzen der Aufklärung. Zur gesellschaftlichen Genese des modernen Antisemitismus*. Frankfurt: Fischer 2005.

19 Gustav Karpeles: *Allgemeine Zeitung des Judentums*, 15.12.1899, S. 589–592, hier S. 589.

20 Hans-Gerd Sellenthin: *Geschichte der Juden in Berlin und des Gebäudes Fasanenstraße 79/80. Festschrift anlässlich der Einweihung des Jüdischen Gemeindehauses*, hrsg. v. Vorstand der Jüdischen Gemeinde zu Berlin. Berlin: 1959, S. 44.

21 Michael Brenner: *Jüdische Kultur in der Weimarer Republik*. München: Beck 2000; Trude Maurer: Vom Alltag zum Ausnahmezustand. Juden in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus 1918–1945. In: Marion Kaplan (Hrsg.): *Geschichte des jüdischen Alltags in Deutschland: Vom 17. Jahrhundert bis 1945*. München: Beck 2003; Rebecca L. Rovit: *The Jewish Kulturbund Theatre Company in Nazi Berlin*. Iowa City: University of Iowa Press 2012.

Universitätsstädte für jüdische Studenten,²² es ist neben Hamburg, Frankfurt und Breslau auch die Stadt, in der die Grundformen religiösen jüdischen Lebens in der modernen Gesellschaft zu einem erheblichen Teil entwickelt werden.²³ 1819 wird der Verein für Cultur und Wissenschaft der Juden gegründet und 1872 öffnet die Hochschule für die Wissenschaft des Judentums ihre Pforten, die vor allem reformorientierte Rabbiner ausbildet. Ein Jahr später entsteht das orthodoxe Rabbinerseminar zu Berlin von Esriel Hildesheimer, eine der wichtigsten Lehrinrichtungen zur Ausbildung orthodoxer Rabbiner in Westeuropa.²⁴

Mit der Reichsgründung 1871 und der damit verbundenen rechtlichen Gleichstellung der Juden beginnt eine neue Phase der jüdischen Geschichte in Berlin. Die Zahlen sind selbstredend. Während 1813 lediglich 2.800 Juden in Berlin lebten, sind es 1850 schon 10.000; 1871 erreicht die Gemeinde 36.000 Mitglieder, 1895 94.000. 1925 sind es 170.000. 30% der deutschen Juden lebten also in Berlin. Es war damit die viertgrößte jüdische Gemeinde Europas und die siebtgrößte der Welt. Berlin gehörte nun zu den jüdischen Agglomerationen und wurde zum Schauplatz einer sozialen, kulturellen, aber auch religiösen Ausdifferenzierung der jüdischen Gemeinde. Es entstand ein umfangreiches und komplexes jüdisches Vereinsleben. Zugleich bildeten sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts größere politische Gruppierungen heraus, zwischen denen es teilweise zu Konflikten kam. Neben den reformorientierten Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens, der 1893 von einer Gruppe liberaler Juden um Raphael Loewenfeld gegründet worden war, traten die zahlenmäßig zunächst schwachen Zionisten, die seit 1904 das Zentralbüro der Zionistischen Vereinigung für Deutschland, seit 1911 sogar die Zentrale der Zionistischen Weltorganisation in Berlin hatten, und später

22 Monika Richarz: *Der Eintritt der Juden in die akademischen Berufe. Jüdische Studenten und Akademiker in Deutschland, 1678–1848*. Tübingen: Mohr Siebeck 1974.

23 Michael A. Meyer: *Antwort auf die Moderne. Geschichte der Reformbewegung im Judentum*. Wien: Böhlau 2000.

24 Zu dieser Entwicklung siehe Céline Trautmann-Waller: *Philologie allemande et tradition juive. Le parcours intellectuel de Leopold Zunz*. Paris: Cerf 1998; Carsten Wilke: *„Den Talmud und den Kant“: Rabbinerausbildung an der Schwelle zur Moderne*. Hildesheim: Olms / Weidmannsche Verlagsbuchhandlung 2003.

auch verschiedene Gruppierungen, die im Wesentlichen von den osteuropäischen Einwanderern getragen wurden.²⁵

Berlin hat die jüdische Minderheit immer wieder angezogen und im Gegenzug haben die Juden das kulturelle und wirtschaftliche Leben in Berlin maßgeblich geprägt. Für die Entwicklung Berlins zur Weltstadt in den Jahrzehnten nach der Reichsgründung war die Existenz und Tätigkeit seiner jüdischen Bürger sehr wichtig. Jüdische Unternehmer wie Ludwig Loewe und Emil Rathenau trugen wesentlich dazu bei, Berlin zu einer Industriestadt zu machen. Die liberalen Verlagshäuser Mosse und Ullstein begründeten den Mythos der Zeitungsstadt Berlin. Die Warenhäuser Tietz und Wertheim, das von Adolf Jandorf begründete Kaufhaus des Westens prägten mit ihrer Architektur ebenso wie mit ihrem Warenangebot das Bild der Stadt. Jüdischen Gelehrten wie dem Nobelpreisträger Albert Einstein waren bahnbrechende Entdeckungen zu verdanken. Und auch im künstlerischen Bereich waren jüdische Berliner wie Max Reinhardt, Erwin Piscator, Kurt Weill, Ernst Lubitsch und Carl Mayer von oft ausschlaggebender Bedeutung für die Schöpfung und Durchsetzung neuer Formen und Inhalte. Sie alle und noch viele mehr hatten wesentlich an der Entwicklung des kulturellen und wirtschaftlichen Berliner Lebens teil und es ist sicherlich nicht übertrieben, von einem „jüdisch-berlinischen Pantheon“²⁶ zu sprechen.

Die jüdische Geschichte hat also in Berlin nicht nur stattgefunden, sondern die Juden haben in Berlin auch eine „Stadt gefunden“²⁷, die die Entfaltung eines jüdischen Lebens erlaubte, und dies trotz der Unterdrückung und Ausgrenzung, deren Opfer sie immer wieder wurden, auch in Berlin. In Berlin entwickelt der Historiker Friedrich Christian Rühls, einer der ersten Professoren der Humboldt-Universität, ab 1815 die Theorie des christlichen Staats, in dem Juden keine Existenzberechtigung haben.²⁸ In seinem Pamphlet *Über die Ansprüche der Juden auf das deutsche Bürgerrecht* spricht er ihnen das Recht ab,

25 Hierzu Avraham Barkai: *Webr Dich! Der Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens 1893–1938*. München: Beck 2002; Anne-Christin Saß: *Berliner Luftmenschen. Osteuropäisch-jüdische Migranten in der Weimarer Republik*. Göttingen: Wallstein 2012.

26 Laurence Guillon: *La vie juive à Berlin. Entre Est et Ouest*. Paris: CNRS 2012, S. 360.

27 Schlör: *Das Ich der Stadt*, S. 437.

28 Zum christlichen Staat Christopher Clark: *The Christian State and the Jewish Citizens in Nineteenth-Century Prussia*. In: Helmut Walser Smith (Hrsg.): *Protestants, Catholics and Jews in Germany 1800–1918*. Oxford / New York: Berg 2001, S. 67–94.

deutsche Bürger zu werden, es sei denn, sie würden zum Christentum übertreten.²⁹ Rüh's Forderungen wurden Mitte des 19. Jahrhunderts von einem anderen Berliner Professor, dem Juristen Friedrich Julius Stahl mit der Schrift *Der christliche Staat und sein Verhältnis zum Deismus und zum Judenthum* weitergeführt.³⁰ Ende des 19. Jahrhunderts entwickelt sich in Berlin erneut ein antisemitischer Diskurs, der diesmal eine breite Öffentlichkeit erreicht: Der so genannte „Berliner Antisemitismusstreit“ wurde durch die berüchtigte Äußerung des angesehenen Berliner Professors Heinrich von Treitschke, „die Juden sind unser Unglück“ ausgelöst, die er in seinem 1879 veröffentlichten Pamphlet *Unsere Ansichten* abdruckte. Darauf folgte bekanntlich eine Kontroverse mit dem Althistoriker Theodor Mommsen, welche die Berliner Öffentlichkeit wochenlang beschäftigte.³¹ Ebenfalls in Berlin erscheint genau im selben Jahr der Begriff „Antisemitismus“. Wilhelm Marr gebrauchte in seinem Essay *Der Sieg des Judenthums über das Germanenthum*. Marr publizierte ihn in der Hauptstadt des Deutschen Reiches und rief dort ebenfalls die Antisemitische Liga ins Leben. Aus diesen Tendenzen speiste sich die Bewegung des Pastors Adolf Stoecker, der 1881 die Christlich-soziale Partei in Berlin gründete, die für ihre antisemitischen Positionen nicht weniger bekannt ist. Später wurde Berlin zum Machtzentrum des nationalsozialistischen Staatsapparats. Von dort gingen alle Diskriminierungsmaßnahmen gegen die jüdische Bevölkerung aus, vom Boykott jüdischer Geschäfte im April 1933 über das als „Kristallnacht“ verklärte Pogrom im November 1938 bis hin zur Konzeption der „Endlösung“ im Januar 1942. Die Nazis haben das jüdische Leben in Berlin fast vollkommen zerstört. Von den 160.000 Juden, die 1933 in Berlin lebten, haben nur etwa 6.500 überlebt. Die Geschichte der Juden und Berlin war also nicht nur, wie Dominique Bourel es treffend formuliert hat, „eine Liebesgeschichte“, sondern auch „eine Tragödie“.³² Doch trotz allem

29 Friedrich Christian Rüh's: *Über die Ansprüche der Juden auf das deutsche Bürgerrecht*. Berlin 1815.

30 Friedrich Julius Stahl: *Der christliche Staat und sein Verhältnis zum Deismus und zum Judenthum*. Berlin 1847.

31 *Der Berliner Antisemitismusstreit 1879–1881. Eine Kontroverse um die Zugehörigkeit der Juden zur deutschen Nation. Kommentierte Quellenedition*, hrsg. v. Karsten Krieger. München: Saur 2003.

32 Dominique Bourel: Berlin et les Juifs: Une histoire d'amour et une tragédie. In: Etienne François / Egon Graf Westerholt (Hrsg.): *Berlin: Capitale, mythe, enjeu*. Nancy: Presses Universitaires de Nancy 1988, S.87–95, hier S.87.

kann diese Geschichte nicht auf eine „Leidensgeschichte“³³ reduziert werden, denn auch nach 1945 wird trotz der nahezu gänzlichen Vernichtung des Berliner Judentums versucht – nach der zum Motto gewordenen Äußerung des Rabbiners Leo Baecks vom „ewigen Dennoch“ –, in der Stadt wieder jüdisches Leben aufzubauen.³⁴ Zahlreiche deutsche Juden kommen so nach Berlin zurück. Berlin bleibt nach wie vor ihre Heimat. Der Kunsthistoriker Lothar Brieger beispielsweise kehrt nach dem Shanghaier Exil aus „Sehnsucht nach der Krummen Lanke“³⁵ in seine Heimatstadt zurück. Ilse Rewald, die den Krieg versteckt überlebte, beteuert: „Meine Heimat war und ist Berlin!“³⁶ Und selbst die Juden, die sich gegen eine Rückkehr entschieden, blieben der Stadt im Sinne eines „Lokalpatriotismus“³⁷ auf eine ganz besondere Art verbunden; zwar fühlten sich viele nicht mehr als Deutsche, aber immer noch als Berliner: „Ich bin nicht mehr ein Deutscher, aber ich werde immer ein Berliner bleiben“³⁸, hätte ihre Losung sein können. Alfred Kantorowicz erwähnt sogar in seinem Tagebuch die „Berliner Friedentüchtigkeit“, den „Lebenswille[n]“ und den „Lebensmut“ der Stadt.³⁹ Seit den 1990er Jahren kommt es unter anderem im Zuge der Einwanderung von Juden aus der ehemaligen Sowjetunion sogar zu einer Revitalisierung des jüdischen Lebens in Berlin.⁴⁰

33 Jacques Ehrenfreund: *Mémoire juive et nationalité allemande. Les juifs berlinois à la Belle Époque*. Paris: Presses Universitaires de France 2000, S. 80.

34 Siehe u. a. Andreas Nachama: „Erneuere unsere Tage“. *Jüdisches aus Berlin*. Berlin / Wien: Philo 2001; Ulrich Eckhardt / Andreas Nachama (Hrsg.): *Jüdische Berliner. Leben nach der Schoa*. Berlin: Jaron 2003.

35 H. Levy: Sehnsucht nach der krummen Lanke. In: *Der Weg. Zeitschrift für Fragen des Judentums*, 20.05.1949, S. 1–2.

36 Ilse Rewald: Mein Leben vor und nach 1945. In: Henryk M. Broder / Michel R. Lang (Hrsg.): *Fremd im eigenen Land. Juden in der Bundesrepublik*. Frankfurt am Main: Fischer 1979, S. 313–324, hier S. 322.

37 Laurence Guillon: Le lien restauré entre Berlin et « ses » Juifs après 1945. In: Dies. / Heidi Knörzer (Hrsg.): *Berlin et les Juifs. XIX^e-XXI^e siècles*. Paris: Eclat 2014, S. 163–178, hier S. 165.

38 Dorothea Bohnkamp: Liebe zur Stadt. Jüdische Integration in der Zwischenkriegszeit in Paris und Berlin. In: Barbara Roesch et al. (Hrsg.): *Makom. Ort und Orte im Judentum*. Tübingen: Olms 2007, S. 241–246, hier S. 244.

39 Alfred Kantorowicz: *Deutsches Tagebuch*, 1. Teil. Berlin: Verlag Europäische Ideen 1978, S. 447–451.

40 Alexander Jungmann: *Jüdisches Leben in Berlin. Der aktuelle Wandel in einer metropolitanen Diasporagemeinschaft*. Bielefeld: Transcript 2007; Alina Gromova: *Generation „Koscher light“: Urbane Räume und Praxen junger russischsprachiger Juden in Berlin*. Bielefeld: Transcript 2013.

Doch wie kann die innige Beziehung zwischen Berlin und den Juden erklärt werden? Was macht die eingangs genannte „Eigenlogik“ dieser Stadt aus? Neben geografischen und wirtschaftlichen Gründen – Berlin war oft der erste Anlaufpunkt für Juden aus Osteuropa und bot seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zahlreiche Arbeitsmöglichkeiten –⁴¹ kann man die Anziehungskraft, die Berlin auf die jüdische Bevölkerung ausübt, sicherlich durch den seit dem 17. Jahrhundert herrschenden Toleranzgeist erklären. Berlin ist nämlich „eine Stadt [...], die jüdischem Leben, jüdischer Initiative mehr Raum bot als irgendeine andere“.⁴² In der Tat gibt es in Berlin eine gewisse „Traditionslosigkeit“, die die Großstadt von der deutschen Provinz, aber auch von Städten wie Paris oder London unterscheidet.⁴³ Einer der ersten Historiker Berlins, der Literaturhistoriker Ludwig Geiger, schreibt in seiner *Geschichte der Juden in Berlin*:

Berlin ist keine mittelalterliche Stadt. Es datiert sein Bestehen allerdings bis in die ersten Jahrhunderte des zweiten Jahrtausends zurück (etwa 1225), aber es kennt nicht den Glanz und die Schmach, die die Würde und Niedrigkeit der alten deutschen Städte.⁴⁴

Demnach sei es „neu, wir der ganze Staat“.⁴⁵ Macht diese Eigenschaft die Stadt zu einem leeren, ‚wurzellosen‘ Raum, in dem es für die jüdische Minderheit einen gewissen Gestaltungsspielraum gibt, der dazu führt, dass sie sich dieser Stadt im Sinne der Bachelardschen Topophilie⁴⁶ wie keiner anderen verbunden fühlt und ihr Leben mitgestalten möchte?

Wenn dem so ist, wie ist dann die Beziehung zwischen den Juden und der Stadt Berlin zu fassen? Der auf Franz Rosenzweig zurückgehende Begriff der „deutsch-jüdischen Symbiose“, von Gershom Scholem vehement kritisiert, scheint nicht geeignet. Nicht wenige Historiker haben die Angemessenheit dieses Begriffs im Hinblick auf das

41 Hierzu Frank Gesemann: Einleitung: Migration und Integration in Berlin. In: Ders. (Hrsg.): *Migration und Integration. Wissenschaftliche Analysen und politische Perspektiven*. Opladen: Leske + Budrich 2001, S. 11–29; Sanem Kleff / Eberhard Seidel: *Stadt der Vielfalt. Das Entstehen des neuen Berlin durch Migration*. Berlin: Berliner Senat 2009.

42 Schlör: *Das Ich der Stadt*, S. 133.

43 Ebd., S. 121.

44 Ludwig Geiger: *Geschichte der Juden in Berlin*. Berlin: Guttentag 1871, o. Pag.

45 Ebd.

46 Gaston Bachelard: *La poétique de l'espace*. Paris: PUF 1957.

Verhältnis von Deutschen und Juden hinterfragt, nicht zuletzt weil es nie wirklich einen deutsch-jüdischen Dialog gab.⁴⁷ Die Verbindung zwischen der Stadt Berlin und ihrer jüdischen Bevölkerung soll hier vielmehr mit dem Konzept der Wahlverwandtschaft gefasst werden, wie es Patrick Cabanel für die Beschreibung des engen Verhältnisses zwischen Juden und Protestanten in Frankreich anwendet.⁴⁸ Es impliziert eine besondere Affinität, jedoch keine „Symbiose“. Berlin und seine Juden scheinen sich im Sinne des Goethschen Konzepts der „Wahlverwandtschaft“ beide unabhängig voneinander gegenseitig ausgewählt zu haben, weil sie zueinander „passen“. Die in diesem Band versammelten Beiträge versuchen, diese „Wahlverwandtschaft“ zwischen Juden und Berlin näher zu beleuchten. Dabei wird deutlich, dass Berlin für die hier ansässigen oder sich niederlassenden Juden nicht nur ein Ort ist, an dem sich jüdisches Leben entfalten kann, sondern auch ein Ort, der von ihnen aufgebaut oder im Sinne des auf Diana Pinto zurückgehenden Begriffs des „Jewish Space“ produziert wird.⁴⁹ Hinter dem eingangs hervorgehobenen „und“ verbirgt sich also Konkreteres und Komplexeres als jene Termini wie „deutsch-jüdische Symbiose“ es vielleicht auszudrücken vermögen.

In seinem einleitenden Beitrag rekonstruiert Joachim Schlör verschiedene Momente des Ankommens in Berlin. Als „Begegnung von Stadt und Mensch“ sagen sie viel über das Verhältnis von Juden und Berlin aus. Für jüdische Zuwanderer war Berlin mehr als nur eine Durchgangsstation. Es bot ihnen vielmehr einen „Resonanzboden für ihre eigene Entwicklung“. Moses Mendelssohn und Salomon Maimon ermöglichte die Stadt zu „lernen“, für Karl Emil Franzos war es „die deutsche Theaterstadt“, die seine Heimat Wien bei weitem übertraf und auch die ostjüdischen Einwanderer fanden in Berlin einen Ort, der sie überwältigte und an dem sie ein neues Leben aufbauen konnten. Das Aufeinandertreffen der veränderungswilligen, nach

47 Siehe z.B. Daniel Aberdam: *Berlin entre les deux guerres: une symbiose judéo-allemande ?* Paris: L'Harmattan 2000; Manfred Voigts: *Die deutsch-jüdische Symbiose. Zwischen deutschem Sonderweg und Idee Europa.* Tübingen: Niemeyer 2006; Yehiel Ilsar: Zum Problem der Symbiose. Prolegomena zur deutsch-jüdischen Symbiose. In: *Bulletin des Leo Baeck Instituts* 14 (1975), S. 122–165.

48 Patrick Cabanel: *Juifs et protestants en France, les affinités électives, XVI^e-XXI^e siècle.* Paris: Fayard 2004.

49 Zu diesem Begriff siehe den Beitrag von Eszter Gantner in diesem Band.

Neuerung strebenden Ankommenen und der veränderungsbereiten Stadt Berlin war, so Schlör, vielleicht der Auslöser für die Entstehung des vielgerühmten „berlinisch-jüdischen Geistes“.

Auch Heinrich Heine, der von 1821 bis 1823 in der preußischen Hauptstadt weilte, fand in Berlin einen Ort mit persönlichem Entwicklungspotential. In Berlin beschäftigt sich Heine zum ersten Mal intensiver mit dem Judentum und seinen verschiedenen religiösen Strömungen. Wie Robert Krause zeigt, schließt sich Heine zwar keiner dieser Strömungen dauerhaft an, doch lassen den Dichter, der gleichzeitig die Rolle des distanzierten Beobachters und betroffenen Akteurs spielte, weder die Entwicklungen des Berliner Judentums noch die der Stadt gleichgültig.

Ein anderer nichtgebürtiger Berliner, für den Berlin weitreichende persönliche wie künstlerische Möglichkeiten in sich barg, ist Arnold Schönberg. Laure Gauthier bringt in ihrem Beitrag einen bisher wenig erforschten Aspekt der Biographie des Wiener Komponisten ans Licht: Schönbergs drei Aufenthalte in der deutschen Hauptstadt. Anders als in Wien, wo der Komponist auf eine „Wand des Unverständnisses“ stieß, erweist sich Berlin als tolerant und offen gegenüber seiner Musik. Für Schönberg stellt die Stadt eine radikale Befreiung von den musikalischen Konventionen in Wien dar und hätte sogar „die mögliche Hauptstadt der Neuen Musik in Europa“ werden können. Doch die Nationalsozialisten entschieden anders: Ihre antisemitische Politik verdrängte den Komponisten schließlich aus Berlin, wo er im Laufe seines dritten Aufenthalts sein Verhältnis zum Judentum und sein zionistisches Engagement vertieft hatte.

Aus allen Himmelsrichtungen kamen Juden nach Berlin. Um den Migranten eine praktische Orientierungshilfe zu leisten und so ihre Integration zu erleichtern, entstand zu Beginn des 20. Jahrhunderts ein neues Genre, die jüdischen Stadtführer, mit denen sich Tobias Metzler in seinem Beitrag beschäftigt. In Reiseführern, Adressbüchern und Kartenwerken wurde „das Jüdische im spezifisch urbanen Kontext Berlins“ verortet. Metzler zeigt eindrucksvoll, wie sich die neuen Berliner Juden durch diese Texte ihre Stadt „erlesen“ haben. Doch die Texte stellen weit mehr als nur Handreichungen für den Alltag dar. Spätestens seit den 1920er Jahren, als die Parteikämpfe der jüdischen Gemeinde immer stärker wurden, und noch mehr seit den 1930er Jahren, als die Situation für die Berliner Juden sich immer

unerträglicher gestaltete, drücken sie auch das Bedürfnis aus, die jüdische Identität und Gemeinschaft zu fördern und zu verteidigen.

Eine Bevölkerungsgruppe, die die Stadt Berlin besonders anzog, waren die jüdischen Studentinnen und Studenten. Bereits während der Zeit der Aufklärung war Berlin für sie attraktiv. Im Kaiserreich stieg das Ansehen der Berliner Universität bei den jüdischen Studenten aus Deutschland und aus Osteuropa, so dass im Jahr 1902 19% aller Studierenden der Kaiser-Wilhelm-Universität Mitglied einer jüdischen Gemeinde waren. Mit der Zulassung von Frauen zum Studium an der Berliner Universität ab 1896 (zunächst als Gasthörerinnen) wurde Berlin zum beliebtesten Studienort für jüdische Frauen, wie Monika Richarz es in ihrem Beitrag anhand mehrerer individueller Biographien aufzeigt. Berlin besaß nicht nur die größte jüdische Gemeinde; es war auch eine Stadt, in der zahlreiche jüdische Frauenorganisationen wie zum Beispiel der Verein zur Gewährung zinsfreier Darlehen an studierende Frauen (1900) oder der Jüdische Frauenbund (1904) gegründet wurden, die den ankommenden Studentinnen, von denen nicht wenige aus dem Zarenreich kamen, eine gewisse Unterstützung bieten konnten. Als Metropole ermöglichte die Stadt den Jüdinnen außerdem, sich beruflich zu emanzipieren und politisch für Frauenrechte zu engagieren, was sie Monika Richarz zufolge zu Pionierinnen und Avantgarde der deutschen Frauen machte.

Doch nicht nur für Studierende war Berlin attraktiv, die Stadt übte auch eine starke Anziehungskraft auf jüdische Unternehmer aus. So wurde der junge Georg Wertheim in den 1860er Jahren zur kaufmännischen Lehre nach Berlin geschickt. Dort erlernt er neue Geschäftsmethoden, mit denen er und sein Bruder dem väterlichen Geschäft in Stralsund zum schnellen Aufschwung verhilft. Doch Georg Wertheim will weg aus der Provinz, er will nach Berlin, in die Metropole. 1885 wagt der junge Unternehmer schließlich den Sprung nach Berlin. Simone Ladwig-Winters zeichnet in ihrem Beitrag die Entwicklung des Unternehmens Wertheim in Berlin nach. Nachdem die Familie zunächst zwei Geschäfte betrieb, wird 1893 in Anlehnung an französische Kaufhäuser von Alfred Messel ein Gebäude am Moritzplatz in Kreuzberg gebaut, gefolgt von einem imposanten Bau am Leipziger Platz, der zum architektonischen Wahrzeichen Berlins wurde und das kulturelle wie wirtschaftliche Leben der Hauptstadt des Kaiserreichs maßgeblich bestimmte.

Und schließlich kann Berlin, wie es der Beitrag von Sonia Goldblum zeigt, zweifelsohne auch als die Stadt der jüdischen Bildung bezeichnet werden. Neben der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums und des Seminars für die orthodoxe Rabbinerausbildung werden in der „Glanzzeit“ der Weimarer Republik zwei weitere Berliner jüdische Institutionen gegründet, die Akademie für die Wissenschaft des Judentums (1919) und die Freie jüdische Volkshochschule (1920). Schnell werden diese beiden Lehreinrichtungen, an denen namhafte jüdische Intellektuelle wie Leo Baeck, Martin Buber, Gershom Scholem und Eugen Täubler lehrten, zu einem „unentbehrliche[n] Element des kulturellen und intellektuellen Lebens für die Berliner Juden“. Beide füllten eine Lücke in der jüdischen Wissensvermittlung, die Akademie in der universitären Forschung, die Hochschule in der Lehre, und es ist sicherlich kein Zufall, dass die beiden Einrichtungen ausgerechnet in Berlin gegründet wurden, waren dort die jüdische Öffentlichkeit und das kulturelle Angebot doch besonders vielfältig.

Mit der Ankunft der Juden aus der ehemaligen Sowjetunion in den 1990er Jahren und neuerdings auch aus Israel kommt es zu einer Art Renaissance jüdischen Lebens in Berlin. Eszter Gantner beschäftigt sich in ihrem Artikel mit den durch die Revitalisierung des jüdischen Lebens in Berlin hervorgerufenen Veränderungen der jüdischen Räume in der Stadt. Für die Autorin sind „jüdische Räume“ über die ganze Stadt verteilt und integraler Bestandteil der deutschen Erinnerungskultur geworden. Gleichzeitig beobachtet sie infolge des Zuzugs von zahlreichen Israelis eine Veränderung in der urbanen jüdischen Landschaft. Die israelischen Künstler, Musiker und Wissenschaftler, die Berlin zu ihrer Wahlheimat erklären, schaffen neue jüdische Räume, wie die Meschugge-Partys oder das Museum, das Restaurant und das Delikatessen-Geschäft in der ehemaligen jüdischen Mädchenschule, deren zentrales Anliegen weniger Geschichte und Erinnerung sind als die exotisch-ethnische Neuinszenierung der jüdischen Kultur.

Bleibt zu fragen, ob Berlin in der deutsch-jüdischen Geschichte eine Ausnahme darstellt oder im Gegenteil, wie es Jacques Ehrenfreund formuliert, „eine Synthese der Entwicklungen, welche die deutschen Juden allgemein durchgemacht haben“.⁵⁰ Berlin ist sicherlich in vieler

50 Cabanel: *Juifs et protestants en France*, S. 41.

Hinsicht ein Paradebeispiel für die Geschichte der deutschen Juden, doch es scheint auch, dass die „Wahlverwandtschaft“ zwischen der Stadt und den Juden eine einzigartige Qualität erreicht hatte. Darauf macht auch Céline Trautmann-Waller in ihrem Beitrag zu den außerordentlich engen Beziehungen zwischen den Gebrüdern Humboldt und einigen Berliner Juden aufmerksam. Zwar sind die Kontakte und Kooperationen zwischen den beiden von Vorurteilen nicht frei, doch kann man zweifelsohne sagen, dass jüdisches und Humboldtsches Erbe in der Berliner Kulturgeschichte stark miteinander verflochten sind. So unterstützen sich beide gegenseitig in einem Prozess des Gebens und Nehmens: Während die Berliner Juden nicht wenig zur Entwicklung der Stadt zu einer Hochburg der Wissenschaft nach Humboldtschem Ideal beitragen, helfen die Gebrüder Humboldt den Berliner Juden bei der Realisierung ihrer Emanzipation, die eng mit dem Eintritt in die Wissenschaft verbunden war.